

Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer
literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der
Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Straelen
Sept./Okt. 1986
22. Jahrgang, Nr. 9/10

Übersetzen als Sprachtraining

Hans Wollschläger im Gespräch mit Walter van Rossum

Für den Deutschlandfunk interviewte Walter van Rossum sechs Schriftsteller, die schon mehrfach als Übersetzer hervorgetreten sind. Aus dem Gespräch mit Hans Wollschläger, das am 16. März 1986 gesendet wurde, drucken wir im folgenden eine längere Passage ab. (Red.)

R: Wann haben Sie angefangen zu übersetzen, warum und was haben Sie seitdem übersetzt?

W: Angefangen habe ich 1962, und die Startchance bei den großen Verlagen – Rowohlt etwa, der damals noch ein Literaturverlag war – ergab sich aus dem Umstand, daß es um äußerst schwierige Bücher ging, vor denen mehrere prominente Kollegen die Flucht ergriffen hatten. Mein erstes – „Die Stimme des Negers“ von B. A. Botkin – war eine Dokumentation über die Sklaverei in Amerika vor dem Bürgerkrieg; phonetisch nach-notierte Berichte und Erinnerungen von Uralt-Überlebenden aus den 20er Jahren; das zweite – „Ein Hundertdollar-Mißverständnis“ – war überhaupt zur Hälfte in Slang geschrieben. Da galt es nicht nur aufs Diffizilste findig zu sein, sondern auch im Deutschen ein ganz eigenes Sprach- und Stilidiotium zu finden –: nun, es gelang offenbar; beide Bücher wurden in der Presse sehr lobend gewürdigt, und der Verlag (nicht ich natürlich) machte ein veritables Bestsellergeschäft. Danach ging es weiter: es folgten eine ganze Reihe englische und amerikanische Romane, zeitgenössische zumeist, dann – zusammen, d.h. in quantitativer Arbeitsteilung mit Arno Schmidt – die sämtlichen Erzählungen, Gedichte und Briefe von Edgar Allan Poe, auch ein Werk von William Faulkner, „Die Freistadt“, dann sämtliche Kriminalgeschichten von Raymond Chandler und sein Roman „Der lange Abschied“, den ich für ein Werk von geradezu mythischer Größe halte, auch Essays und Briefe von ihm – ja, und schließlich Joyce, außer dem „Ulysses“ noch ein Kapitel aus dem Spätwerk „Finnegans Wake“ und die Sämtlichen Gedichte... Das wäre so im Umriß das „Was“ meines Übersetzens; es sind im Lauf der Zeit rund 30 Bände geworden, zahlreiche Hörspiele und Einzelerzählungen nicht gerechnet.

R: Und das „Warum“?

W: Das „Warum“ Ihrer Frage hieße übersetzt wohl: Warum grad diese Bücher und keine anderen? Nun, da muß ich schon wieder eine desillusionierende Antwort geben, nämlich: Man hat, in der Regel, gar keine Wahl, und ich habe sie ein gutes Dutzend Jahre lang nicht gehabt. Das heißt: Die Nachfrage nach Übersetzungsaufträgen ist, trotz der ungraziösen Bezahlung, größer als der Verlegerbedarf – infolgedessen Verleger sie wie Gnadengaben verleihen; man muß froh sein, wenn man regelmäßig Arbeit hat, und darf nicht lange mäkeln. Was ich freilich hier und da durchaus gern getan hätte: – auch unter meinen 30 Bänden sind einige, die es gar nicht hätte geben müssen, in Amerika so wenig wie bei uns. Später allerdings habe ich mir dann mit etwas mehr Spiel-Raum aussuchen können, was ich machen wollte, und heute suche ich’s mir sehr genau aus. Denn wirklich alle Kräfte, die man hat, werden ja

nur von einem Text entbunden, der den eigenen Anforderungen und Maßstäben rundum genügt, den artistischen wie den menschlich-konstitutionellen.

R: Kann man sagen, daß Sie durch die Übersetzerei auch ans eigene Schreiben gekommen sind? Ist das eine Vorschule?

W: Da rühren Sie ein sehr verknotetes Problem an, das ich ruhig auf die gordische Art lösen will. Es ist ja ein verbreitetes Klischee in der Öffentlichkeit, wenn einer schreibt und übersetzt: daß er sich halt bei der Interpretation und Vermittlung der Anderen so lange in die Kniffe des „Machens“ eingearbeitet habe, bis sich das schöne Bewußtsein des „Treff ich auch“ einstellte und er’s eben direkt und selber machte; in der Tonkunst heißt die entsprechende Abstempelung dafür „Kapellmeistermusik“ (und sie ist oft genauso höhnisch-falsch wie in der Literatur: – Furtwänglers Werk etwa ist weit beachtlicher als das meiste, was die Singulär-Komponisten heute produzieren).

Aber jetzt die gordische Lösung –: bei mir liegt’s genau umgekehrt; ich bin durchs Schreiben ans Übersetzen gekommen, und zwar – eine Desillusionierung mehr – einzig durch die „graue Notwendigkeit“. Als ich anfang, 1962, hatte ich grad mein erstes umfangreiches eigenes Buch abgeschlossen – „Herzgewächse“, jetzt 20 Jahre später erschienen; es machte sich auf einen ebenso langjährigen wie vergeblichen Weg durch die famosen Lektorate unserer Großverlage – ja, und da galt es denn durchzuhalten, was schon schwierig genug ist, und zugleich etwas zu machen, was wenigstens die Lebensfristung sicherstellte: – das mußte fern genug vom Eigenen sein, um es nicht zu überwältigen, und zugleich nah genug, um die Arbeit, die eigentliche, nicht zu entfremden.

Beim Schreiben gibt’s da nur zweierlei: Journalismus – oder eben Übersetzen. Nun, den Journalismus verbot mir der Arzt (alias: mein artistisches Gewissen); er verdirbt einem ja die Hand, in ganz kurzer Zeit und ganz unmerklich, und nicht nur die Hand; wer unter „Schreiben“ das von Literatur versteht und nicht bloß die Anfertigung flott verkäuflicher Unterhaltungsdrucksachen, darf ihm nicht den kleinsten Finger reichen. Also blieb das Übersetzen, das auch Arno Schmidt mir empfahl: – ist die Erklärung nüchtern genug? Ich habe es als puren Job begonnen und als Handwerk betrieben – mit freilich allem Ernst und aller Sorgfalt, die man in früheren Zeiten mit dem Handwerksbegriff verband; das Hauptmotiv war immer die Ermöglichung des eigenen Schreibens.

R: Wie vertragen sich denn heute Übersetzungsarbeit und eigenes Schreiben? Beeinflussen sich diese beiden Tätigkeiten im positiven Sinn oder behindern sie sich eher?

W: Ökonomisch verstanden, auch von der Zeit-Ökonomie her, vertragen sie sich schlecht – je älter ich werde, desto schlechter. Die Bücher, die ich schreibe, sind schwierig, keine Tagesware; infolgedessen kann ich nicht auf eine Leserschaft von Zigtausenden rechnen; infolgedessen ist der Ertrag nicht imstande, mehr als ein Viertel meiner Lebenskosten zu bestreiten. Infolgedessen muß ich in drei Vierteln meiner Zeit fürs Brot arbeiten, also vor allem übersetzen, und das verbindet diese Tätigkeit natürlich mit einem wachsenden Frustrationsgefühl.

Die Notwendigkeit zu übersetzen verhindert mein eigenes Schreiben: – ja, wie soll man diesen „Einfluß“ nennen? Aber Sie haben ja

wohl einen ganz anderen gemeint, und über den will ich milder reden: er kann durchaus positiv sein – besonders wenn man bei der Übersetzungsaufgabe nicht zu tief unter das eigene Niveau muß, sondern mit allen Kräften gefordert ist. Sie sprachen vorhin von der „Vorschule“ –: so weit würde ich nicht gehen; aber eine „Schulung“ ist das Übersetzen allemal. Man muß ja das Instrument des Eigenen, die Sprache, unablässig trainieren, muß sie durch alle, selbst die fremdartigsten Möglichkeiten pressen, um ihre volle Gefügigkeit zu erreichen; das kann anhand fremder Texte genauso geschehen wie mit eigenen Handübungen. Freilich darf man sich, wenn der fremde Text sehr mächtig ist, nicht davon überwältigen lassen –: bei Joyce haben mich Leute gefragt, ob man denn anschließend überhaupt noch anders als Joyce weiterschreiben könne, und ich habe – sic! – auf meine Bücher gezeigt: man mag und muß ihnen, wie aller heutigen Literatur, ansehen, daß es Joyce gegeben hat; aber man darf ihnen Joyce selber nicht ansehen. Ich denke, ich habe mein schreibendes Ich bisher leidlich autark gehalten.

R: *Mir fällt auf, daß ein wichtiger Teil Ihres übersetzerischen Werks aus Neuübersetzungen besteht – etwa eben der „Ulysses“ oder auch einige Romane von Raymond Chandler. Haben Sie dabei mit den alten Übersetzungen gearbeitet, sie also vielleicht nur korrigiert und überarbeitet, oder waren diese Vorlagen eher hinderlich?*

W: Entschieden eher hinderlich. Beim „Ulysses“ lag das Mißlingen der ersten Übertragung ja gar nicht so sehr in einzelnen mißlungenen Wendungen, gar in falschen Vokabeln begründet, wie vielmehr in der Verkennung des unablässig changierenden, polyvalenten Stils und seiner Atmosphären –: der mußte sozusagen ab ovo neu zum Wachsen gebracht werden. Bei Chandler waren die Gründe, die bisherigen Übersetzungen für inadäquat zu halten, zum Teil konkreter – bis hin zu dem Umstand, daß ganz unbegreiflich gekürzt worden war; aber auch da galt es vor allem den „Stil“ neu zu reproduzieren – jene unverwechselbare Schichtenmischung aus schwermütig-lakonischem Erzählen und federndem Slang-Dialog (einem synthetischen Slang übrigens; in den zuständigen Lexika stehen Chandlers Erfindungen heute als Grundreferenzen). Was der Vorgänger zusammengebraut hat, kann einem da gar nichts helfen – im Gegenteil: meist sind Fehldeutungen oder sphärische Entgleisungen immerhin so suggestiv (weil sich der Übersetzer ja durchaus was dabei gedacht hat), daß sie einem, wenn man sie in den Blick nimmt, diesen Blick verdunkeln und fürs Fehlerhafte blind werden lassen . . . Nein, das ist ein grundsätzliches Gebot: man darf die älteren Übertragungen, wenn man etwas nach-übersetzt, um keinen Preis der Bequemlichkeit in seine Nähe lassen.

R: *Wie gehen Sie überhaupt beim Übersetzen vor – haben Sie ein Konzept, eine Methode, eine bestimmte Arbeitsweise?*

W: Sie fragen da wohlthuend vorsichtig – und nicht so waghalsig wie die Lehrstuhlinhaber, die bei ihrem Getuddel immerfort zu einer „Theorie“ vordringen wollen und sich bei mir auch nach nichts anderem erkundigen (wofür ich mich dann jedesmal bei ihnen rückerkundige, ob sie mit *ihrer* Theorie schon jemals eine Seite Literatur in die Praxis übersetzt haben; es ist natürlich nicht der Fall). Nein, eine „Theorie“ habe ich nicht (weil es keine gibt, die allgemein anwendbar oder auch nur hilfreich wäre); was ich aber sehr wohl habe, ist eine Reihe von Verfahrensweisen, und ihre wichtigste kann ich vielleicht kurz beschreiben.

Ich fange damit an, daß ich den fremden Text – nehmen wir an, ein mittleres Literaturwerk, keine oberste Prosa, aber doch eine ganz und gar individuelle Privatsprache mit unverwechselbarem Duktus und Wortschatz – daß ich also diesen Text mit möglichster Konzentration hin und her und kreuz und quer lese, bis sich mir eine entschiedene Vorstellung von der deutschen Stilgestalt gebildet hat –: das ist wohl das Schwierigste an der ganzen Arbeit, weil das Verständnis, das da hergestellt werden muß, nicht nur mit technischen Disziplinen erreichbar, sondern von irrationalen Vorbedingungen abhängig ist; – wenn wir darüber sprechen wollten, bräuchten wir freilich gut ein paar Stunden. Man muß da ja von sei-

nen eigenen, meist ganz anders strukturierten, anders vorgeprägten Bedingungen loskommen – oder anders gesagt: man muß sein eigenes Ich in eine Art Reduktion treiben und dem fremden Ich unterordnen, damit man mit dessen Zunge reden kann; manchmal auch muß man sich dessen oft ebenso fremde Bildungsveraussetzungen erst aneignen – und das heißt eben nicht nur: die Kenntnis fremder Sach-Fächer, Sozialkonditionen, Denkweisen . . .

Kurzum, wenn diese „Identifikation“ geschafft ist, geht’s an die handwerkliche Arbeit, zu der man dann einfach was gelernt haben muß – und unablässig dazulernt: man braucht konkrete Hilfsmittel, Speziallexika vielleicht, vor allem auch deutsche Wortkompendien, die den eigenen Wortschatz – oft vom zu intensiven Anblick fremder Sprachbewegungen dezimiert und zum Schrumpfen bedroht – geschmeidig erhalten und wieder auffüllen. Manchmal gehört auch ein Schuß Intuition dazu – dann nämlich, wenn die Hilfsmittel versagen, was leicht geschehen kann, wenn es sich um die lebendigen, dauernd im Fluß befindlichen Sprach-Produktionen der alltäglichen Sozialwelt handelt, also etwa den Slang, bei dem die Lexika mit ihrer Erfassung in der Regel Jahrzehnte hinterherhinken (und dann auch mitunter, da von phantasie-armen Wissenschaftsbeamten gemacht, schlicht falsche Auskünfte geben). Viele Hürden und Klippen . . . aber insgesamt kommt man mit Handwerk darüber weg und mit Disziplin, und ich habe diese Disziplin so in der Hand, daß ich das Übersetzen – anders als das eigene Schreiben – in jeder Stimmungslage bewältigen kann.

R: *Heißt Übersetzen für Sie Interpretationsarbeit oder eher analytisches Dekomponieren? Anders gefragt: Übersetzt man einen bestimmten Sinn, den man aus dem Text herausliest, oder überträgt man die formalisierbaren Elemente eines Textes, also: Wörter, Schachtelungen, Klangfolgen etc.?*

W: Alles zugleich – und jedes an seinem Platz; es gibt da eine Regel so wenig, wie es eine einheitliche Textcharakteristik gibt. Handelt es sich um Bücher, deren Wert im Stofflichen liegt, so fallen die wenigsten Probleme an: es gilt lediglich den Stoff in möglichst eleganter Gestalt zu überführen, und es besteht eine hohe Lizenz für Freiheiten. Geht es aber um formale Konstrukte, gar um die „Reine Literatur“, die sich selbst reflektierende Form ist, so beginnt die strenge und präzise Plackerei: da hat man dann formale Äquivalente zu finden, hinter denen der „Inhalt“ notfalls sogar als sekundär zurücktreten kann (prominentester Fall: Joyces „Finnegans Wake“, wo ich das an einem Kapitel demonstriert habe – methodisch unter Berufung aufs Autos-epha des Verfassers selbst). Freilich liegen in der Praxis die meisten Übersetzungsaufgaben irgendwo „in der Mitte“ zwischen diesen Polen, und man hat sich, wenn man beginnt, nicht zuletzt eine Art Prioritäten-Hierarchie aufzustellen, die für jedes Buch neu auszumitteln ist. Das ist schon ein Stück Interpretation, ja, und Interpretation ist auch vieles in der Folgearbeit, weil man ja unabdingbar zuerst einmal „Verständnis“ für sich herstellen muß; aber dieses Verständnis darf natürlich den deutschen Text nur transzendieren, nicht aber sein materialer Bestandteil werden: er hat am Ende genauso verlarvt und hermetisch dazustehen wie das Original.

R: *Wenn Sie jetzt das Original von „Ulysses“ und Ihre Übersetzung miteinander vergleichen – gibt es da einen beschreibbaren Unterschied? Vielleicht sogar etwas, was Ihrer und jeden Übersetzers Kunst entgeht?*

W: Ach, da rühren Sie etwas an, was die dauernde Frustration des Berufs ausmacht –: es gibt die vollkommene Übersetzung nicht, es gibt sie nie und nirgends, weil selbst die kultur- und entwicklungs-geschichtlich verwandtesten Sprachen nirgends eine vollkommene Kongruenz aufweisen, und was man unternimmt, um wenigstens in deren Nähe zu gelangen, bleibt oft Flick- und Stückwerk. Das ist eine böse Sache, und es drückt einem den Kopf täglich tiefer aufs Papier. Niemand weiß besser als ein Praktiker des Übersetzens, wie wenig weit her es mit den Idealen ist, die die Theoretiker so selbstgewiß streng postulieren; niemand weiß besser, was alles den großen Werken angetan werden muß, wenn sie aus ihrem Ele-

ment ins Andere einer fremden Sprache herübergeholt werden; – für mein Buch „Herzgewächse“, das schlechterdings unablässig Deutsche Sprache ist, habe ich denn jede Übersetzung auch prinzipiell untersagt. Man muß sich bescheiden – und darf sich höchstens damit trösten, daß man, wo man kapituliert, vor einer unüberwindlichen Gewalt kapituliert. Auch bei Joyce habe ich vieles flicken und stückeln müssen – Wortspiele vor allem und literarische Allusionen, für die man dem Leser zuletzt gar ein ganzes, speziell strukturiertes Sensorium hätte mitliefern müssen; – es ist nicht anders, und niemand kann da helfen. Die Nationen bleiben, denkend, fühlend, wissend, so verschieden voneinander wie die denkenden, fühlenden, wissenden Menschen voneinander überhaupt.

R: Kann man die Übersetzungsarbeit an R. Chandlers Kriminalromanen mit der an Joyce-Texten vergleichen?

W: Akademiker können es sicher, und methodisch waren die Grundannahmen einander durchaus ähnlich. Aber alles übrige –? Chandlers Stil ist ein hochraffiniertes, in seinen atmosphärischen Farben präzise gemischtes Idiom, das alle Handwerkskünste eines perfekt malenden Kopisten verlangte; gegen Joyce war es ein Kinderspiel.

R: Wie erklären Sie sich, daß heute so wenige Schriftsteller übersetzen?

W: Sehr einfach: Weil so wenige deutsche Schriftsteller heute noch Deutsch können, so daß sie sich von der Aufgabe, etwa große englische oder französische Literatur zu übertragen, mit Recht überfordert fühlen.

Monika López

Reisebericht

Mit einem Stipendium des „Freundeskreises zur internationalen Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen“ unternahm unsere Kollegin Monika López im August 1984 eine Reise nach Spanien, von der sie im folgenden berichtet:

Es ging statt nach Cuba (da meine Tochter ihr kubanisches Visum zu spät bekam) nach Murcia, Südspanien.

Wir mieteten uns in Lopagán ein, einem Badeort, in dem fast ausschließlich Spanier, zumeist Arbeiterfamilien, Urlaub machen. Wir wohnten in einem Ferienhaus, in dem wir uns Küche, Eß- und Wohnzimmer mit zwei weiteren (spanischen) Familien teilten. Im Gegensatz zu uns blieben die Spanier immer nur zwei Wochen; für einen längeren Urlaub reichte ihr Einkommen nicht. Die benachbarten Touristenorte nannten unsere Mitmieter dann auch „Luxusbadestrände“ oder „playas de mucho señoriteo“.

Da wir Spanisch sprachen und unter Spaniern wohnten, kam es zu unzähligen Kontakten und Gesprächen, mit Jungen und Alten, Männern und Frauen, Städtern und Bauern, Arbeitslosen und Polizisten, und Menschen jeder politischen Couleur. Ich lernte Varianten des Spanischen kennen, die ich noch nicht kannte: Murcianisch, Madridisch und Andalusisch. Die häufigsten, bewegtesten Themen waren: Arbeitslosigkeit (alle), die politische Lage (alle) und der Wassermangel (Landbevölkerung).

Bei 35 Millionen Einwohnern hat Spanien 3 Millionen Arbeitslose. Dementsprechend fühlten sich von der Arbeitslosigkeit auch die bedroht, die noch Arbeit hatten, und sei es nur, weil die Arbeitgeber das riesige Reserveheer zu Lohnsenkungen und allerlei Mißbräuchen nutzen. So geschieht es oft, daß Arbeiter und Angestellte morgens vor geschlossener Fabrik stehen. Der Inhaber schließt „über Nacht“, entläßt alle Mitarbeiter, eröffnet unter einem anderen Firmennamen neu und stellt einen großen Teil der Belegschaft, nun aber mit Zeitverträgen, wieder ein. Er spart so die Zuschläge wegen angesammelter Dienstjahre . . .

Viele meiner Madrider Bekannten arbeiteten bei den großen Automobilherstellern Seat und Peugeot, die einige Privilegien genießen. Sie stellen unter anderem Dienstwohnungen – die man allerdings verlassen muß, sobald man in Rente geht . . .

Lernt man erwachsene Menschen kennen, vor allem Männer, so lautet die erste Frage immer:

– Aus Deutschland? Gibt's da noch Arbeit?

Und man gewinnt sofort ihre Sympathie, wenn man antwortet:

– Auch immer weniger.

Der Mensch freut sich halt, wenn es anderen genauso schlecht oder schlechter geht als ihm.

An einer Espressotheke sagte einer von zwei Gesprächspartnern:

– Gottseidank habe ich eine Stelle, die nicht wegrationalisiert wird!

Unser Zitat des Monats

Arno Schmidt in *Zettels Traum* (1973): „[. . .] das ist ein weit= höherer Grad von ‚Kombinatorik‘: die bedeutende Übersetzung eines bedeutndn Buches vorzunehmen & zu vollendn. Muß man in solchem Fall doch 2 Riesen-Sprachhorte, (aus lauter Mikro=Teilen bestehend) einander – wie zwei Weltinseln im kontrolliertn Zusamm=stoß! – durchdringen machen: und Sich=selbst, gelassen, zum Schauplatz der schöpferischen Katastrophe hergeben [. . .]“

Sein Begleiter zu mir:

– Er ist nämlich bei der Polizei.

Ich:

– Der einzige Arbeitgeber, bei dem die Stellen wohl eher noch aufgestockt werden.

Der Polizist schüttelt den Kopf:

– Nein. Warum?

– Um die Stellungslosen unter Kontrolle zu behalten.

– Ha! rufen beide aus. – Die ist Sozialistin! Bist du doch, oder?

Wir beide hingegen stehen rechts, mußt du wissen.

Der Freund des Polizisten ist Immobilienmakler.

Nicht nur bei Rechten aber, sondern auch bei Linken, Sozialisten, findet man Verständnis dafür, daß in der Bundesrepublik Gastarbeiter entlassen, ja, zur Rückkehr veranlaßt werden:

– Klar, daß die Einheimischen zuerst an sich denken, wenn die Arbeit knapp wird.

Unzufriedenheit mit der sozialistischen Regierung herrscht ganz allgemein unter dem arbeitenden Volk:

– Das soll eine sozialistische Regierung sein? Unter denen ist die Arbeitslosigkeit doch erst auf 3 Millionen gestiegen! Und die Franquisten und Phalangisten sind auch nicht entmachtet. Die Sozialisten haben doch Angst vor denen! In meinem Heimatdorf sind sie alle noch dran. Du hättest sie mal am 25. Februar (1982, rechter Putschversuch) erleben sollen! Da sind sie alle wieder aufmarschiert. In ihren blauen Uniformen, mit zum Gruß vorgereckter Hand. Und die Sozialisten und Kommunisten sind gerannt und haben sich unter den Felsblöcken versteckt.

Wir machen viele Ausflüge ins Landesinnere, mit unterschiedlichen Zielorten. Auch nach Orihuela, dem Geburtsort des von mir verehrten Dichters Miguel Hernández. Meine Tochter, 18:

– Wegen eines dichtenden Ziegenhirten reist du 200 Kilometer durch die Wüste?

Wüste ist es tatsächlich. Der Himmel ist nicht blau wie auf den Ansichtskarten, sondern weiß vor Hitze. Es sind 45°. Überall nur Staub, Steine, Stacheln, Staub, Steine, Stacheln. Gelegentlich bewässerte Terrassenfelder mit Orangen- und Mandelbäumen. Und wieder Staub, Steine, Wüste. Für mich, die ich bisher nur Cubas und Galiciens üppigen feuchten Pflanzenwuchs kannte, ein Schock. Und dieses bedrohliche Schillern, Klirren, ja Dröhnen in der Luft. Als würden durch Tausende Leitungen Tausende Volt Strom gejagt. Es sind die Zikaden, Millionen Zikaden, das einzige

Leben hier. Sonst nur Spuren von Leben: vertrocknete alte Ziegenkottel zwischen dürrer Zwergpinien. Hier hat Miguel Hernández einst Ziegen gehütet – um dann, 32jährig, in Francos Gefängnissen zu sterben. Hin und wieder ein Dorf, mit arabischem Namen – Algorfa, Benezúcar, Almoradí –, kein Mensch auf den Straßen, nur in der Dorfkneipe hängen Lkw-Fahrer eine halbe Stunde mit nacktem Oberkörper an der Theke. Die Seats der Dörfler stehen in „Garagen“ aus Rohrgeflecht – zum Schutz vor der Sonne, nicht vor dem Regen. In einem Haus bitten wir um Wasser. Die uralte Bäuerin, à la antigua mit Jasminblüten im Haar, stellt Fragen:

– Wo hast du deinen Mann gelassen?

Ich bin neugierig, wie man in einem Land, das erst seit einem Jahr die Scheidung erlaubt, auf eine geschiedene Frau reagiert:

– Ich bin geschieden. Habe mich scheiden lassen.

– Recht getan! sagt die Hundertjährige zu meinem Erstaunen. – Hab ich auch. Schon vor dreißig Jahren. Der Kerl hat nur gefaulenzt, und ich hab mich abgerackert. Da habe ich mein eigenes Recht gesprochen und bin mit den Kindern wieder zu meiner Mutter gezogen. Die Kinder durfte er noch treffen, aber mich hat der nie wiedergesehen!

Das meiste Land liegt brach. Man sieht, daß es einmal bestellte Felder waren: halb verwehte Furchen, bröckelnde Bewässerungsrinnen, weißer Staub auf verdorrten Obstbäumen, verstaubte Schilder „Zu verkaufen“. An einem kleinen Baumwollfeld, auf das zwei alte Bauern Wasser leiten, halte ich an und stelle Fragen: Sie verkaufen die Ernte an eine Kooperative, „die Franco verschont hat“, bei der sie aber keinerlei Mitbestimmungsrecht mehr haben. Und die Kooperative verkauft die Baumwolle „nach Deutschland“.

– Und woher kommt das Wasser?

– Man bohrt einen Brunnen. Wenn man Glück hat, stößt man auf Wasser. Aber es wird immer weniger – seit drei Jahren regnet es hier nicht mehr –, und je näher man dem Meer kommt, wird es auch immer brackiger. Ich muß also Wasser dazukaufen. Von Privatbesitzern. Wie dieses hier.

– Was kostet Sie das?

– Der offizielle Preis ist 2500 Peseten die Stunde Wasser. Es sollten 50 Liter pro Sekunde sein, sie leiten einem aber nur 30 bis 35 Liter pro Sekunde zu. Man muß froh sein, daß sie einem überhaupt welches verkaufen. Früher haben wir hier Melonen und viel Obst angebaut – jetzt ist dafür kein Wasser mehr da . . .

Auch in unserem Ferienhaus entspinnen sich Gespräche. Ein Urlauberpaar gerät fast in Streit, als ich von meinem Vater erzähle, der – in der DDR – auch nach dem Rentenalter noch weitergearbeitet hat, bis er 72 war. Der spanische Mann ist gegen eine Abfindung Frührentner geworden.

– Mein Vater hat freiwillig weitergearbeitet. Weil er noch rüstig war. Um sich nützlich zu fühlen. Und weil meine Mutter noch arbeitete.

Der Arbeit meiner Mutter stimmt Teresa, die immer Hausfrau war, begeistert zu. Darauf ihr Mann, ein alter Seat-Arbeiter, erbost:

– Bei mir gibt's so was nicht. Als wir heirateten, sagte ich zu meiner Frau: Ab jetzt bleibst du zu Haus! Nur egoistische Frauen arbeiten doch weiter. Denen geht's nur um Geld für Mode und Vergnügungen.

Seine Frau sieht mich flehend an. Ich stehe ihr bei:

– Was meine Mutter verdient hat, war für die Familie.

Teresa triumphierend zu ihrem Mann:

– Siehst du, für die Familie! Du hast ja so rückständige Ansichten!

Der Mann poltert:

– Sechszwanzig Jahre sind wir nun verheiratet, und du hast immer noch andere Ansichten als ich!

Wenn sie uns Deutsche, meine Tochter und mich, beim Mittagessen sehen, müssen die Spanier immer lachen:

– Ihr eßt ja wie die Chinesen! Kein Brot dazu!

Polnische Gegenwartsliteratur auf deutsch

Für den Katalog der Ausstellung „Lesen, was die Nachbarn schreiben“ (Amerika-Gedenkbibliothek Berlin, Juli-August 1985) hat Klaus Staemmler zusammengestellt, in welchem Umfang seit Kriegsende polnische Literatur hierzulande herausgebracht wurde.

Staemmlers private Statistik stimmt dabei in der Tendenz mit derjenigen überein, die jährlich von der Deutschen Bibliothek erstellt und vom Börsenverein veröffentlicht wird (in „Buch und Buchhandel in Zahlen“): im letzten Jahrzehnt läßt sich ein allmähliches Ansteigen der Titelzahl beobachten. Erstaunlich ist – und darin dürfte sich das Bild der polnischen Literatur im deutschen Sprachraum von dem anderer ausländischer Literaturen unterscheiden –, daß neben der Prosa auch Lyrik und Drama recht gut vertreten sind. Spitzenreiter unter den meistübersetzten Autoren ist mit Abstand Stanislaw Lem (84 Titel), gefolgt von Henryk Sienkiewicz (47) und Slawomir Mrozek (36).

Dieses an sich recht erfreuliche Bild relativiert sich allerdings, wenn man es in Beziehung setzt zur Zahl der aus anderen Sprachen übersetzten Bücher. So gilt beispielsweise für 1983, daß zwei Drittel aller übersetzten Neuerscheinungen aus dem Englischen stammen, nur ein Prozent aus dem Polnischen.

Staemmlers Fazit: „Die polnische Literatur hat im westlichen Teil des deutschen Sprachgebiets viele Freunde, sowohl unter den für Belletristik aufgeschlossenen als auch bei den politisch interessierten Lesern. Den Übersetzern und Verlegern ist es mit einigem, auch in Polen positiv registriertem Erfolg gelungen, auf die Qualitäten der polnischen Literatur hinzuweisen; sie haben manche Türen geöffnet. Bis die Menge der lesenden Bevölkerung diese Türen durchschritten hat, ist noch viel zu tun, wird noch viel Wasser die Flüsse hinunterfließen, die Weichsel und die Oder, den Rhein, die Elbe und die Donau.“

Rosemarie Tietze

Lady Godiva auf jugoslawisch

Ein Übersetzertreffen in Belgrad

Die Luft in Belgrad kommt mir schmutziger vor als anderswo. Aber es gibt offenbar einen balkanischen Bazillus, der die Atmosphäre nachhaltiger beeinflusst als das Kohlendioxid. Jedenfalls eile ich in diesen Dezembertagen geradezu beflügelt von einem „trg“ der Stadt zum anderen.

Knauserig scheinen die Jugoslawen nur zu sein, wenn es um Vokale geht – „trg“ heißt „Platz“ und ist keine Abkürzung. Ansonsten: Lebendigkeit und Üppigkeit, wohin man blickt. Die Gastfreundschaft ist sprichwörtlich slawisch. In den Schaufenstern – was das Herz begehrt. Auf den zweiten Blick wird klar, daß die Warenüppigkeit trügerisch ist. Die Inflation galoppiert, um den Lebensunterhalt zu sichern, bedarf es akrobatischer Verrenkungen; daß jemand anderthalb Arbeitsstellen hat und dazu noch Gelegenheitsjobs nachgeht, scheint die Regel zu sein. Dabei ist es den jugoslawischen Übersetzern gelungen, einen Honorarmodus auszuhandeln, der sich in uninflationären Zeiten als sehr segensreich erweisen könnte. Ihr Mindesthonorar für eine bestimmte Zahl von Manuskriptseiten richtet sich nach dem Durchschnittsgehalt, das Verlagslektoren im Jahr davor verdient haben.

Über Mangel an Aufträgen dürften die jugoslawischen Übersetzer nicht klagen können. In den Buchläden viele ausländische Titel, und zwar breit gestreut, auch Übersetzungen aus sogenannten „entlegenen“ Literaturen, die bei uns nur alle Jubeljahre vorkommen. Mich interessieren natürlich „meine“ Russen. In friedlicher Koexistenz liegt Russisches aus der Sowjetunion neben Werken, die im Westen erschienen sind, wobei das Titel-Verhältnis darauf hindeutet, daß Dissidenten-Literatur geradezu in Mode ist. Das Avantgarde-theater „Atelje 212“ hat als nächste Premiere „Zaplja“ von dem Emigranten Wassili Axjonow angekündigt, ein Stück, für

das bundesdeutsche Theaterverlage nicht zu interessieren waren. Man staunt und überprüft die eigenen Maßstäbe.

Aber nun zum Zweck des Besuchs. Zum elften Mal hatte der *Serbische Verband der literarischen Übersetzer* zu einem Symposium geladen, **Translating Drama** hieß das Thema. Zwei Tage lang Vorträge, eine kunterbunte Mischung. Die Wissenschaftler waren gegenüber den Praktikern leicht in der Überzahl; eine Situation also, möchte man meinen, die die alte Frontenbildung befördert – hier Übersetzer, da Theoretiker.

Dazu kam es jedoch nicht (obwohl das Bonmot die Runde machte, die Übersetzungswissenschaftler seien die „faux amis“ der Übersetzer). Gerade dank der bunten Vortragsmischung ergaben sich unerwartete Bündnisse. Gewiß rührt es den Übersetzer wenig, ob das Theater, für das er übersetzt, nun dem Typus „Theater als Handlungsraum“ oder „Theater als Imaginationsraum“ zuzurechnen ist; das sollen, bitte schön, die Wissenschaftler unter sich ausmachen. Doch wenn etwa der Übersetzer Pawel Gruschko (Moskau) berichtet, von welchen Überlegungen er sich bei der Wahl der Metren leiten ließ, als er Lorcás Versdrama „Mariana Pineda“ übertrug; oder wenn der Slawist Sava Penčić (Niš) daraufhinweist, in den „Drei Schwestern“ gebe das Puschkin-Zitat „Am Meeresstrand ein Eichbaum steht . . .“ das Intonationsmodell an, nach dem Tschechows Figuren reden – dann sprechen hier der Literaturwissenschaftler, der Textanalyse betreibt, und der Übersetzer, der sich sein Handwerkszeug bewußt zurechtlegt, eine gemeinsame Sprache.

Andrerseits herrschte auch unter den Übersetzern in Belgrad durchaus keine Einmütigkeit. Nehmen wir nur einmal die berühmte-berühmte „Treue zum Original“. Merkwürdig, wie zählebig selbst unter Insidern, die es besser wissen müßten, das Ideal dienender Selbstauflösung ist – jene Beteuerungen, der Übersetzer dürfe nichts „von sich aus hinzutun“, einzig und allein der Autor des Originals dürfe aus ihm sprechen. Eine falsche Bescheidenheit, will mir scheinen (mal ganz davon abgesehen, daß ein Übersetzer dieser Geisteshaltung sich letztlich mit Tischerrücken beschäftigen oder die Wege der Seelenwanderung erforschen müßte). Ist es nicht realistischer, wenn ich meine Übersetzung als *meine* Fassung des Werkes XY präsentiere, statt zu behaupten, ich hätte das *ganze* Werk XY erfaßt?

Sicher ist „Treue zum Original“ eine Gummikategorie (bzw. eine bare Selbstverständlichkeit), und interessant wird das Gespräch erst, wenn es um die Abweichungen geht, um die bewußten Textveränderungen. Beim Dramentext, jedenfalls dem zur Aufführung bestimmten, sind solche Eingriffe des Übersetzers wohl häufiger nötig als bei der Prosa. Das Theater verlangt eindeutige Formulierungen, schließlich kann der Zuschauer bei einer unklaren Stelle nicht drei Seiten zurückblättern. Außerdem, und das wurde in Belgrad immer wieder betont, stellt der Dramentext nur eine Komponente im „Gesamtkunstwerk“ Aufführung dar. Gerade Übersetzer mit langer Theatererfahrung, wie Jugana Stojanović oder John van Burek (Toronto), plädieren dafür, die eigene Textvorlage lediglich als Material anzusehen, die erst während der Proben endgültig Gestalt annimmt. Daß der Übersetzer mit den Schauspielern verschiedene Textvarianten ausprobiert – vielleicht ist das doch nicht nur eine schöne Utopie?

Als die Belgrader Runde, vom Vortrags-Marathon ermüdet, sich schon aufzulösen begann, kam es noch zu einer hitzigen Debatte. Stein des Anstoßes: eine „nackte Lady auf einem Pferd“. Dragoslav Andrić, der serbische Shaw-Übersetzer, wurde dieser Formulierung wegen angegriffen. Philologische Textverteidiger hielten ihm vor, er hätte die originale „Lady Godiva“ stehenlassen müssen, ohne Rücksicht darauf, ob der jugoslawische Zuschauer die Dame kennt oder nicht.

Trotz der für Übersetzer nicht ungünstigen Situation haben auch die jugoslawischen Kollegen Wunschlisten von Büchern, die sie gerne herausbrächten, wobei sie aber bei den Verlagen nicht auf Gegenliebe stoßen. Was sie dagegen unternehmen, zeigt ein Besuch bei „Vajat“. Diese von Schriftstellern und Übersetzern gegründete Verlagskooperative existiert seit drei Jahren, und bislang

hat sich die Konstruktion bewährt. Pro Jahr erscheinen fünf Bücher, außerdem betreut der Verlag die – staatlich subventionierte – Übersetzer-Zeitschrift „Mostovi“. Das finanzielle Standbein schafft sich „Vajat“ durch kommerzielle Projekte, nämlich durch die Herausgabe alter Kinderbücher (auch Jugoslawien wird von der Nostalgie-Welle überrollt) und erotischer Klassiker wie „Kamasutra“ oder „Fanny Hill“. Und das Spielbein: aus dem Erwirtschafteten werden z.B. Lyrik-Bände finanziert sowie Neu-Übersetzungen (Lermontow-Gedichte, „Herrmann und Dorothea“, Kafka, „Don Quijote“).

Der Verlagsname „Vajat“ bezeichnet übrigens ein kleines Häuschen auf serbischen Bauerngehöften, das – nein, nicht den Großeltern fürs Altenteil, sondern dem jungen Paar für die erste Zeit nach der Hochzeit überlassen wird. Und manchmal sind diese Häuschen sogar beweglich, im Belgrader Ethnographischen Museum habe ich einen Vajat auf Kufen gesehen, der ins Gebirge gezogen werden kann. Es ist den serbischen Kollegen zu wünschen, daß ihr umgekehrtes Austragshäusl zu einem einträglichen Unternehmen wird.

Gute Zeiten für schlechte Übersetzer

Im Auftrag des Bösenvereins des deutschen Buchhandels, verschiedener Verleger-Verbände und der Bundessparte Übersetzer hat eine interdisziplinäre Forschungskommission unter Leitung von Prof. Dr. Dr. J. Edgar Hofer zwei Jahre lang „Möglichkeiten, Grenzen und Zukunftsaussichten der literarischen Übersetzung in der Bundesrepublik Deutschland, unter besonderer Berücksichtigung markt- und medienpolitischer Gegebenheiten sowie fachlich-qualitativer und psychologischer Aspekte“ analysiert.

Noch vor Erscheinen des abschließenden Berichts der Kommission gewährte Prof. Hofer dem ÜBERSETZER das nachstehende Exklusiv-Interview:

Ü: Herr Professor, könnten Sie unseren Lesern kurz die Quintessenz Ihrer Forschungsergebnisse mitteilen?

H: Ja: Die Zukunft gehört dem schlechten Übersetzer.

Ü: Wie denn das? Werden schlechte Übersetzer sich nicht immer schwertun, überhaupt Aufträge zu bekommen?

H: Wir sind bei unseren Erhebungen auf Dutzende von Fällen gestoßen, in denen Verlage gute oder zumindest ordentliche Übersetzungen unter großem Kostenaufwand verschlechtern ließen. Das läßt nur den Schluß zu, daß viele Übersetzer noch nicht schlecht genug arbeiten.

Ü: Gut, aber leben denn schlechte Übersetzer nicht schlechter als gute?

H: Im Gegenteil. Schlechte Übersetzer leben besser, weil sie mehr verdienen. Sie verdienen mehr, weil sie schneller übersetzen. Gute Übersetzer sind zu pingelig; das reduziert das Arbeits-tempo.

Ü: Gleicht sich das nicht dadurch aus, daß gute Übersetzer höhere Seitenhonorare bekommen?

H: Im Gegenteil. Grundsätzlich werden zwar guten wie schlechten Übersetzern etwa die gleichen Honorare gezahlt, doch sind schlechte Übersetzer ja viel fixer als gute, und wenn ein knapper Termin eingehalten wird, legt der Auftraggeber schon mal ein paar Mark pro Seite drauf. Prämien für besonders *gute* Übersetzungen sind dagegen nicht üblich.

Ü: Müssen sich schlechte Übersetzer nicht trotzdem um ihre Zukunft sorgen?

H: Im Gegenteil, sie sorgen für ihre Zukunft vor. Je mehr schlechte Übersetzungen erscheinen, um so mehr werden sie zum Normalfall und um so besser werden die Chancen schlechter Übersetzer, Aufträge zu bekommen.

Ü: Müssen schlechte Übersetzer nicht ständig mit einem schlechten Gewissen herumlaufen?

H: Nein. Da sie nicht merken, was sie anrichten, und niemand es

ihnen sagt, bleiben ihnen Schuldgefühle erspart. Ein chronisch schlechtes Gewissen ist nach unseren Erkenntnissen eine Berufskrankheit guter Übersetzer.

Ü: Und die Leser? Ärgern sich die Leser nicht über schlechte Übersetzungen und üben dann Konsumverzicht?

H: Aber ich bitte Sie. Die paar Leutchen, die der totalen Verblödung durch Dallas-Denver-Dornenvögel entgangen sind und sich einen Rest Sprachgefühl bewahrt haben, fallen doch absatzmäßig überhaupt nicht ins Gewicht.

Ü: Und die schlechten Rezensionen?

H: Schlechte Übersetzer haben von Rezensenten nichts zu befürchten. Da diese nur selten in der Lage sind, gute von schlechten Übersetzungen zu unterscheiden, müßten statistisch gesehen gute Übersetzer etwa genauso oft verrissen werden wie schlechte. Nun macht es aber keinen Spaß, einem Übersetzer am Zeug zu flicken, der ohnehin keinen guten Namen hat, und daher kommt der schlechte Übersetzer meist ungeschoren davon.

Ü: Aber berühmt werden schlechte Übersetzer doch nicht?

H: Doch. Auch schlechte Übersetzer können berühmt werden – und Übersetzerpreise bekommen; sie brauchen nur berühmte Autoren zu übersetzen, egal wie schlecht.

Ü: Muß man zum schlechten Übersetzer geboren sein?

H: Nein, mit der richtigen Motivation kann jeder ein schlechter Übersetzer werden. Es gibt Verlage, die mit bemerkenswerter Konsequenz ein Buch nach dem anderen schlecht übersetzen lassen. Ob ein Verlag zu dieser Gruppe gehört, können Sie leicht feststellen: Übersetzen Sie bei Ihrem nächsten Auftrag dreimal so schnell wie sonst und streuen Sie absichtlich auf jeder Seite ein paar Fehler ein – zusätzlich zu denen, die Ihnen bei dem Tempo sowieso unterlaufen. Wenn der Verlag Ihren Text dann unredigiert herausbringt, sind Sie an der richtigen Adresse – und auf dem besten Weg, ein erfolgreicher schlechter Übersetzer zu werden.

Ü: Eins verstehe ich dann aber nicht: Es ist ja unbestritten, daß Computer die schlechtesten Übersetzungen machen. Trotzdem kommt niemand auf die Idee, Bücher von Computern übersetzen zu lassen.

H: Warten Sie's ab.

Ü: Herr Professor, wir danken Ihnen trotzdem für dieses Gespräch.

(Mit Prof. Dr. Dr. J. Edgar Hofer sprach Rudolf Hermstein)

Bücher für Übersetzer

Bernd Kortländer, Fritz Nies (Hrsg.): Französische Literatur in deutscher Sprache. Eine Bilanz. Droste Verlag, Düsseldorf 1986. 177 Seiten, DM 18,-.

Man kann dieses Protokoll einer Tagung des Heinrich-Heine-Instituts, die vom 14. bis 16. Januar 1985 in Düsseldorf stattgefunden hat, nicht nur jedem „Professionellen“, sondern überhaupt jedem Liebhaber der französischen – und deutschen – Sprache warm empfehlen, denn die Vielfalt der behandelten Themen läßt, zumindest für eine Weile, kaum eine Frage offen.

Besser noch: die Lektüre regt zum Weiterdenken und -diskutieren an, z.B. wenn Fritz Nies unter dem Titel *Massakrierter Molière* für mehr „Chancengleichheit von deutschen und ausländischen Klassikern“ eintritt. Das Nebeneinander verschiedener bekannter Textstellen von Molière und deren oft von Zeitgeist und Mode gefärbten Übersetzungen durch Jahrzehnte und Jahrhunderte liest sich oft sehr amüsant – sofern man sich nicht, jäh betroffen, an die eigene Brust schlagen muß. Hat nicht der große Übersetzer Walter Widmer in seinem *Fug und Unfug des Übersetzens* Behauptungen und Regeln aufgestellt, an die viele sich halten zu müssen glaubten? Hier ist, sympathischerweise ohne Häme, von ihm und anderen „Päpsten“ mancherlei zu lesen, was unsereins tröstlich klar macht, daß niemand unfehlbar ist und viele Sprachsünden (vor allem krasse Eigenmächtigkeiten) sich bei steter, selbstkritischer Wachsamkeit vermeiden ließen. Doch auch hier gilt, vielleicht mehr als in manch anderen Bereichen, das alte Wort vom Uhl und der Nachtigall.

Übrigens: gleich im übernächsten Beitrag, *Probleme mit Goethe als Diderot-Übersetzer* von Hans Hinterhäuser, rühmt der Autor just Widmer als „unüberbietbar und mustergültig“. Dazwischen steht Jürgen v. Stackelbergs wohlabgewogener Essay: *Ein marktbeherrschender Schulmeister – der Übersetzer Walter Widmer*. Der Widerstreit der Meinungen, zumal jeder höchst überzeugende Argumente anführt, erregt auf jeden Fall den Wunsch, sich die besprochenen Werke noch einmal im Original vorzunehmen, um sich selbst ein Urteil zu bilden. Und das ist ja wohl einer der schönen Zwecke solcher Kompendien.

In weiteren Aufsätzen fehlt es denn auch nicht an Anregungen, was dringend neu- bzw. überhaupt erst übersetzt werden sollte, und von da liegt der Abstecher in die *Französischsprachige Literatur aus Afrika südlich der Sahara* nahe; Untertitel: *Defizite deutschsprachiger Übersetzungen* von János Riesz. Tatsächlich ist die moderne afrikanische Literatur, die hierzulande, dank einigen engagierten Kennern und Institutionen, allmählich Konturen gewinnt, viel reicher, als der „Normalleser“ (falls ein solcher existiert) bis vor kurzem geahnt hat.

Hier ist leider nicht der Platz, auf alles einzugehen, was es in diesem Tagungsprotokoll zu lesen gibt. Mögen denn einige weitere Titel für das Ganze stehen und die interessierten Kollegen noch neugieriger machen, etwa: *Titel-Verschandelung* (wer von uns hätte da nicht mehr als ein Scherflein beizutragen?); Werner v. Koppenfels: *Französische Dichtung von Marot bis Scarron in deutscher Übertragung*; Friedhelm Kemp: *Zur Übersetzung französischer Lyrik des 19. und 20. Jahrhunderts* und Fritz Nies: *Bin ich Siegfried, Gretchen, Lorelei? Ungekannte deutschfranzösische Mythen in Erzähltexten der letzten hundert Jahre*.

Zum Schluß noch ein kleiner Einwand: Die oft gebrauchte Bezeichnung „Höhenkamm-Literatur“, auf die sich die Düsseldorfer Tagungsteilnehmer einigten, ist das einzige, was (mich) etwas lächerlich anmutet. Hoffentlich macht diese Wortschöpfung im gehobenen Neudeutsch nicht Schule.

Ich persönlich steige, statt zu Gratwanderungen aufzubrechen, lieber in Fundgruben hinab, z.B. in diese. Wer will, mache es mir nach.

Eva Schönfeld

Dieter Goetz, Thomas Herbst (Hrsg.): Theoretische und praktische Probleme der Lexikographie. 1. Augsburger Kolloquium. Max Hueber Verlag, München 1984. 434 Seiten, DM 88,-.

Wörterbuchbenutzer sind – die Herausgeber beklagen es in der Einleitung – in jeder Hinsicht undankbare Kunden: Sie sind schwer zufriedenzustellen, und sie kargen mit Lob. Ein Wort, das man kennt, oder zu kennen meint, schlägt man in der Regel natürlich nicht nach, und so entgeht einem, welche trefflichen Dienste gerade in diesem Falle das Wörterbuch geleistet hätte. Kennt man das Wort dagegen nicht, oder sucht man eine bestimmte Nuance, so schlägt man es nach – um das Lexikon meist rasch wieder zuzuklappen, weil es justament jenes *mot juste* nicht parat hat, das einem selbst nicht einfallen will: Mist-Wörterbuch!

Aber das ist natürlich ungerecht. Gehen wir also in uns und werfen wir einen Blick in die Werkstatt des Lexikographen, vulgo „Wörterbuchmachers“! Was wissen wir denn schon von seiner Arbeit? Das hier angezeigte Buch versammelt sechzehn Beiträge eines Kolloquiums zu Fragen der Lexikographie, das 1983 in der Universität Augsburg stattfand. Teilnehmer waren fast ausschließlich Professoren und wissenschaftliche Mitarbeiter der Philosophischen Fakultät II der Universität Augsburg; aber auch der sprichwörtliche Mann der Praxis, in diesem Fall ein Mitarbeiter der Firma Langenscheidt, kam ausführlich zu Wort. Die Beiträge gewähren einen interessanten und aktuellen Einblick in historische und methodische Fragestellungen der Lexikographie: Wie sind die ersten Wörterbücher entstanden? Worin unterscheiden sich Wörterbücher voneinander? Was ist überhaupt ein „Wort“? Sind Eigennamen Wörter? Wie definiert man Wörter? Und was tut man – sprachphilosophisch oder handlungstheoretisch gesehen –, wenn

man „ein Wort definiert“? In welcher Form soll ein Wörterbuch präpositionale Ausdrücke aufnehmen, oder Modifikationen? Oder Wörter, die es „eigentlich“ gar nicht gibt? (Gerade das Englische ist, wen wundert's, reich an solchen sprachlichen Spukerscheinungen!) Welche Funktion können Illustrationen im Wörterbuch haben? Was taugen Wörterbücher im Fremdsprachenunterricht?

Alle diese Themen werden – im allgemeinen ordentlich lesbar – abgehandelt. Am vergnüglichsten liest sich ein Beitrag über die Vermittlung der englischen Sprache im 17. und 18. Jahrhundert; wir entnehmen ihm abschließend folgendes Beispiel (a.a.O., S. 313 f., aus Theodor Arnold: *Neue Englische Grammatica . . .*, 1718):

„This Mutton is Rotten. – Dieses Schöpsen-Fleisch ist stinckigt. It breeds Worms, and stinks. – Es hat Würmer und stincket. Turnips are very good with a piece of Beef. – Rüben schmecken gut unter Rindfleisch.

Or Carrots, or Cabbage, or instead of those, biting Mustard. – Oder Mehren, oder Weiß-Kohl, oder statt deren, der Senff. (. . .)

Out you nasty Fellow! do you put out your tongue, and lick your Lips? – O ihr garstiges Schwein! warum streckt ihr die Zunge heraus, und lecket eure Lippen ab?

Rather wipe them with your napkin. – Wischet sie lieber mit dem Serviet ab.

Do not put your finger in your mouth. – Stecke die Finger nicht ins Maul.“

HF

Horst und Anneliese Beyer (Hrsg.): Sprichwörterlexikon. Sprichwörter und sprichwörtliche Ausdrücke aus deutschen Sammlungen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. C. H. Beck, München 1986. 712 Seiten, Leinen, DM 48,-.

Dieses als Lizenzausgabe veröffentlichte umfassende Sprichwörterlexikon stellt eine akribische Auswahl dessen zusammen, was an deutschen Sprichwörtern als lebendig und als Zeugnis des Volkswitzes gelten kann. Mit rund 15000 sprichwörtlichen Redensarten ist es seit dem längst überholten und unvollständigen „Büchmann“ eine der größten Sammlungen seit dem vorigen Jahrhundert und beschränkt sich nicht allein auf das Wohlbekannte und Geläufige. Das Lexikon wendet sich als praktisches Nachschlagewerk an alle, die nach einem sprichwörtlichen Äquivalent suchen. Unter etwa 5000 nach Begriffskategorien geordneten Sprichwörtern findet der Benutzer sowohl das treffende Sprichwort als auch den weniger bekannten, aber nichtsdestoweniger prägnanten Ausdruck.

In der Einleitung zu dem aus der DDR stammenden Lexikon geben die Autoren Aufschlüsse über Wesen, Geschichte und Form des Sprichwortes sowie über dessen Stellenwert und oft neuartigen Gebrauch. Eine Zugabe sind die zahlreichen, aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammenden Holzschnitte.

Unter „Preis“ (Kaufpreis) finden wir u.a.: „Alles hat seinen Preis (sagte die Frau, die faule Äpfel verkaufte)“, und unter „billig“ steht: „Billig und gut sind selten beisammen“, aber hier trifft beides nicht zu: Der Preis von DM 48,- hält sich in Grenzen, ein Kauf lohnt sich allemal.

E. B.

Helmut Wilmann, Heinz Messinger und die Langenscheidt-Redaktion: Langenscheidts Großwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. „Der Kleine Muret-Sanders“, Englisch-Deutsch. Langenscheidt KG, Berlin und München 1985. 1200 Seiten, DM 148,-.

Der „Kleine Muret-Sanders“ präsentiert sich als überarbeiteter und aktualisierter Auszug (ca. 130000 Stichwörter) aus dem „Enzyklopädischen Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache“, dessen englisch-deutscher Teil leider ein Vierteljahrhundert alt ist. Der Aufbau der Artikel, die Seitenaufteilung in drei Spalten, die differenzierende Typographie folgen den Grundsätzen des E. W. Der Anhang schlüsselt Abkürzungen auf, verzeichnet biographische Namen, Vornamen, geographische Namen, unregelmäßige Verben, Zahlwörter, Maße und Gewichte und gibt Auskunft über englische Korrekturzeichen.

In einem „Wörterbuchtest“ englisch-deutscher und deutsch-englischer Lexika (DIE ZEIT vom 16. Mai 1986) prüft Dieter E. Zimmer außer dem genannten Werk noch andere Produkte des Langenscheidt-Verlages sowie den Wildhagen-Héricourt (E-D 1963; Verlag Brandstetter; DM 155,-), das Pons-Globalwörterbuch (1983; Klett; DM 55,60) und das Pons-Großwörterbuch (1980; Klett/Collins; DM 72,-) sowie Cassell's Standard (1978; Macmillan; ca. DM 80,-) und Harrap's Concise (1982, ca. DM 40,-). Zimmers Kriterien sind u.a. „Trefferquote“, die durchschnittliche Zahl der Übersetzungen, der Aufbau der Artikel und die Handlichkeit des Buches. Auf einer von 0 bis 100 reichenden, alle diese Kriterien verwertenden Skala der „Gebrauchsqualität“ gibt Zimmer dem Kleinen Muret-Sanders 79 Punkte, was die Goldmedaille bedeutet: Dieses Wörterbuch ist nach Zimmers Feststellungen besonders in der „Trefferquote bei aktuellen Begriffen“ (74%) den Konkurrenten deutlich überlegen. Silber und Bronze (71 bzw. 70 Punkte) erhalten die beiden Pons-Lexika, die nach Zimmer vor allem durch den fast unübertrefflichen Aufbau der Artikel hervorstechen.

Friedrich Griese

Vom Mikro in den Fotosatz

Tendenzen in der Buchherstellung

Der folgende Artikel war ursprünglich für eine der letzten „Übersetzer“-Nummern von 1985 bestimmt, konnte aber dann nicht erscheinen, da ja – Sie erinnern sich – der gesamte Jahrgang bei unserer Zeitschrift ausfiel. Inzwischen hat sich auf dem Computermarkt einiges verändert, so daß der Artikel womöglich nicht mehr ganz dem letzten Stand der Dinge entspricht. Noch aktueller als damals sind heute allerdings Fragen, auf die der Artikel zum Schluß zielt: Kann der Übersetzer eine Diskette statt einem Manuskript abliefern? Sollte er es überhaupt tun? Wie läßt er sich, im Falle des Falles, die Eingabe zusätzlicher Codes vergüten? Und allgemein: Geraten Übersetzer, die nicht mit Computer arbeiten, allmählich ins Hintertreffen? Wir müssen diese Diskussion unbedingt 1987 im Kollegenkreis weiterführen. Vielleicht kann Friedrich Grieses Artikel dazu anregen. (Red.)

„Der Autor tippt, wenn er seine Gedanken sammelt. Er tippt, wenn er diese dann zu einem Manuskript ordnet. Er tippt, wenn er korrigiert. Und der Setzer tippt dann nochmals, um das Werk in eine typografische Form zu bringen. (. . .) Wir möchten Ihnen heute eine Möglichkeit vorstellen, die das manuelle Element der Texterfassung drastisch reduziert. Mit Hilfe eines Mikro-Computers können Manuskripte erstens viel einfacher als auf einer Schreibmaschine eingegeben werden und dienen zweitens als Medium zur Weiterverarbeitung in einer Setzerei. . . Die Umwandlung in Fotosatz geschieht *automatisch* mit Hilfe von komfortablen (. . .) Konvertierungs-Programmen. Diese Entwicklung ist im Grunde die logische Fortsetzung von Gutenbergs Idee des Büchermachens mit beweglichen Lettern.“

Mit diesen Worten und mit dem Argument, der Verlag spare 50 bis 70% der Satzkosten *und* die Korrekturkosten, wirbt eine Softwarefirma bei den Herstellern der Buchverlage für ihr Verfahren der Fotosatzherstellung. Das angepriesene Konvertierungsprogramm mache es möglich, Texterfassung und Umsetzung von Text in Fotosatz zu trennen; es sei also nicht nötig, die komplizierten Befehle für die Steuerung der Fotosatzanlage, Befehle, die ja eigens erlernt werden müssen, bei der Texterfassung mit einzugeben: „Der Autor erstellt das Reinmanuskript mit einem Mikrocomputer genauso wie vorher mit der Schreibmaschine. Dazu benötigt er keine besonderen Kenntnisse. (. . .) Der Autor braucht sich absolut nicht um Fotosatzbefehle oder Typographie zu kümmern.“

In den „Produktinformationen“ der Fachzeitschrift *Der Druckspiegel* Nr. 5/1984 heißt es unter dem Titel „Vom IBM-PC direkt in das

Linotype-System“: „Verlags- und Druckereikunden haben jetzt die Möglichkeit, Texte kostengünstig auf dem eigenen Personal Computer zu erfassen und selbst zu korrigieren. Die beschriebenen Disketten werden an die Druckerei weitergegeben und dort über einen an die Fotosetzmaschine angeschlossenen IBM-Personal Computer zur Satzherstellung eingelesen.“ Ermöglicht wird das durch ein Code-Umsetzungsprogramm, das nach Mitteilung der Firma bereits 1984 mehrfach in Druckereien installiert wurde. Heiner Biedermann, der seit mehreren Jahren medizinische Texte mit Mikrocomputern verfaßt und zusammen mit einem Verlag Wege gefunden hat, „diese in elektronischer Form vorliegenden Manuskripte direkt für den Satz zu verwenden“, schreibt im BÖRSENBLATT 25/1984, in den USA würden ungefähr zwei Drittel der wissenschaftlichen Texte mit Computern erstellt. Weiter heißt es: „Entsprechend weit entwickelt sind dort die Umsetzungsrou-tinen für den Satz, so daß komplette Ketten bestehen, die gängige Textverarbeitungsprogramme (wie, WordStar) mit der Satz-EDV verbinden. Dies wird auch in der Bundesrepublik Deutschland zu-nehmend realisiert werden.“

In der Tat: Ein großer süddeutscher Fotosatz-Spezialbetrieb „liest“ nach eigenen Angaben über 530 verschiedene Disketten-Formate – von Apple bis Xerox – und entwickelt daraus ständig neue Konvertier-Programme. Es ist also unerheblich, auf welcher Maschine die Texte erfaßt werden, auf welchem Medium sie elektronisch gespeichert sind – die Software für die Umsetzung in Fotosatz steht schon bereit. Und wenn es richtig ist, daß die Satz- und Korrekturkosten um bis zu 70% gesenkt werden können, dann geht von dieser technischen (Hardware- und Software-)Entwick-lung eine geradezu sogartige Verlockung für die Verlagshersteller aus, die Texterfassung zu computerisieren, zumal die Geräte, die man für die Erfassung benötigt, immer besser und zugleich billiger werden (Biedermann schreibt zutreffend, man könne sich heute für 5000 Mark einen guten Mikrocomputer hinstellen, der vor drei Jahren 20000 Mark gekostet hätte; inzwischen ist der Preis noch weiter gesunken). Das BÖRSENBLATT wies in der zitierten Ausgabe vom März 1984 auf „ein für die Verlagsbranche hochaktuelles Thema“ hin, nämlich auf ein Seminar „Fotosatz ohne Um-wege – Verknüpfung von Verlags-EDV und Fotosatzanlage“, bei dem praktische betriebliche Umsetzungsmöglichkeiten aufge-zeigt werden sollten, „wie Verlag und Setzerei – ohne doppelte Texterfassung – zusammenarbeiten können. Es wird“, heißt es in dem Hinweis weiter, „dargelegt, welche Aufgaben der Autor, der Lektor und der Schriftsetzer wahrnehmen müssen, um den direk-ten Weg vom Datenträger zum Fotosatz realisieren zu können“. Ein Gedankengang, den es nachzuvollziehen lohnt: Da gibt es zu-nächst die Verlags-EDV, in der Regel mit der Auslieferung, der Buchhaltung und sonstigen konventionellen EDV-Aufgaben betraut, aber nicht ausgelastet; die „Zusammenarbeit“ zwischen EDV und Fotosatzanlage liegt in der Logik der Sache, d.h. der Ma-schine; da sich auf diesem Wege eine Kostensenkung erreichen läßt, gelangt man zwanglos zu den „Aufgaben“, welche „der Autor, der Lektor und der Schriftsetzer wahrnehmen müssen“: notabene müssen. Was für die einen eine Verlockung, wird für die anderen zu einem Muß. Man braucht kein Prophet zu sein, um schon für die absehbare Zukunft vorhersagen zu können, daß – wie vor eini-gen Jahrzehnten der Übergang vom Manuskript zum Typoskript, von der handgeschriebenen zur maschinengeschriebenen Vorla-ge – die Ablieferung elektronisch gespeicherter Texte zur verbind-lichen Norm werden wird.

Allerdings: Noch wird, wie Biedermann im BÖRSENBLATT fest-stellt, im Lektoratsbereich und in der Manuskriptbetreuung weit-gehend auf den Einsatz von Computern verzichtet; das liege „an

der mangelnden Akzeptanz“; „eine Generation von Verlagsleu-ten, die zum Teil seit vielen Jahrzehnten im Geschäft ist, will über-zeugt werden“; „nur ein Generationswechsel (wird) eine durch-greifende Änderung bringen“.

Dennoch dringen die Textcomputer immer weiter vor. Pioniere sind die Universitäten, die wissenschaftlichen Autoren (der zitierte Biedermann ist ein solcher Vorreiter). Fachverlage mit eigenen Druckereien setzen Personal Computer bei ihren ständigen Mit-arbeitern ein; soweit diese nicht über eine eigene Maschine verfü-gen, wird ihnen gegen eine Grundmiete ein PC zur Verfügung ge-stellt – in einem Fall beträgt die monatliche Gerätemiete (ein-schließlich Drucker) 600 Mark, für die Texterfassung werden zwei Mark pro 1000 Buchstaben gutgeschrieben, so daß der Autor bei Ablieferung von 300000 Zeichen Text (im Monat) seine Mietkos-ten wieder hereinholt. Ob dieses Beispiel maßgebend für die Branche ist, ob insbesondere auch Übersetzer unter diesem „Mo-dell“ arbeiten, konnte bisher nicht geklärt werden.

Für Übersetzer dürfte dieses Rechenbeispiel jedenfalls kaum lu-krativ sein, denn für die Jahresmiete von 7200 Mark sind schon zwei komplette Mikrocomputer einschließlich Textver-arbeitungsprogramm und Drucker zu haben, Mehrwertsteuer in-klusive. Bei einem Durchschnittshonorar von DM 25,56 pro Normseite, wie es sich nach der Honorarumfrage 1984 für Belletri-stik, Sachbuch und wissenschaftliches Buch ergibt, entspricht die Kaufsumme für einen Mikrocomputer einer Leistung von 140 Sei-ten, oder sieben Prozent der 2000 Seiten, die man pro Jahr in etwa schaffen muß, wenn man sich – Klaus Birkenhauer zufolge – als Übersetzer von seiner Arbeit ernähren will. Diese Ausgabe holt man in einem Jahr durch die mit Sicherheit zu erzielende Steige-derung der Arbeitseffektivität leicht wieder herein, und spätestens im zweiten Jahr hilft der Computer verdienen. Deshalb kann von solcher Gerätemiete nur dringend abgeraten werden.

Und was die Ablieferung „elektronischer Manuskripte“ angeht, die dem Verlag Geld sparen helfen, so sollte man sich nicht auf die Miterfassung von Steuer-codes oder Makrobefehlen für den Foto-satz einlassen, denn wie oben beschrieben, können Texte, die mit WordStar erstellt sind, ohne Zusatzarbeit (für den Texterfasser) konvertiert werden; auf jeden Fall sollte ein Zusatzhonorar gefor-dert werden, das sich an den Satz- und Korrekturkosten orientiert. Denn in *micro 3/85* heißt es in einem Beitrag mit dem Titel „Vom Mikro in den Fotosatz“ zutreffend: „Letztlich führt die Textkon-vertierung auch zu einer Vernichtung von Arbeitsplätzen, wenn alteingespielte Texterfassungskräfte nicht mehr beschäftigt wer-den können.“

*

Unumwunden

„Bei seiner freien und unbekümmerten Art, Erotisches zu behan-deln, erhob sich natürlich die Frage, ob man nur eine Auswahl aus den ‚Metamorphosen‘ treffen, d.h. Geschichten, die Anstoß erre-gen könnten, weglassen sollte; der Übersetzer gesteht auch unum-wunden ein, daß ihm die Arbeit mitunter sauer wurde und er sehr gern diesen oder jenen Abschnitt übersprungen hätte.“ (*Hermann Breitenbach, Einführung zu Ovids Metamorphosen. Zürich 1958, Seite XXV-VI.*)

Süß und ehrenvoll wäre es, demnach, für den Übersetzer, wenn Ovid Erotisches in einer unfreien und bekümmerten Art behan-delt hätte. *Erotisches unfrei und bekümmert* – beinahe die Ideal-kurzfassung der christlichen Kultur.

Der Rabe VI

Fritz Senn

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 3,- zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachi-ger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Soatpad 18, 4172 Straelen 1. Redaktion: Rose-marie Tietze, Implerstraße 28, 8000 München 70; Holger Fliessbach, Rieperdingen Straße 11, 8018 Grafing bei München. Herstellung: Lothar Letsche. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unver-langte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: W. E. Wein-mann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt (Bonlanden). 2/86